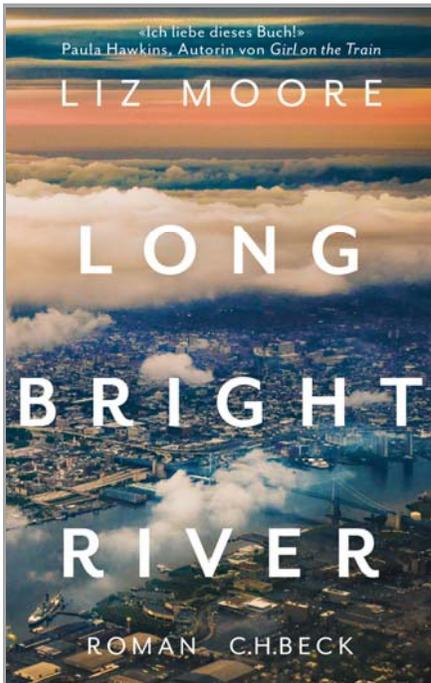


Unverkäufliche Leseprobe



Liz Moore
Long Bright River

2019. 414 S.
ISBN 978-3-406-74884-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/30097150>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Liz Moore

Long Bright River

Roman

Aus dem Englischen von
Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

C.H.Beck

Titel der englischen Ausgabe:
Long Bright River
Copyright © 2019 by Liz Moore Inc.
Erschienen bei Riverhead Books.
An imprint of Penguin Random House LLC, New York, 2019

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: © Getty Images
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 74884 4



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Für M. A. C.

Was kann man über das heutige Kensington mit seinen zahllosen Geschäftsstraßen, den prunkvollen Villen und wunderschönen Häusern sagen, das wir nicht schon wissen? Eine Stadt in der Stadt, die sich an den Busen des friedlichen Delaware River schmiegt. Strotzend vor Unternehmergeist, übersät mit so vielen Fabriken, dass der aufsteigende Rauch den Himmel verschleiert. Das Dröhnen von Maschinen ist allüberall zu hören. Glückliche und zufriedene Bürger, die ein üppiges Leben in einem üppigen Land genießen. Bevölkert von wackeren Männern, schönen Frauen und einer robusten Jugend, die die Zügel in die Hand nehmen wird, wenn die Väter dahingeschieden sind. Ein Hoch auf Kensington! Eine Ehre des Kontinents – ein Kronjuwel der Stadt.

– aus Kensington: A City Within a City
(1891)

Herrscht Streit auf diesem Inselland, dem schönen?
Lasst, was zerbrach, zerbrochen sein!
Schwer sind die Götter zu versöhnen –
Schwer stellt daheim sich wieder Ordnung ein.
Kampf gibt es schlimmern dort als Tod,
Wilde Verwirrung, Schmerz und Pein,
Für graue Häupter Sorg' und Noth,
Ein traurig Loos für Herzen, müd' der Schlacht,
Und Augen, trüb vom Schaun auf Stern' und Wogennacht.

Doch, hingestreckt auf lauchdurchwirkten Moosen,
Wie süß, umfächelt von der Lüfte Kosen,
Mit halbgeschlossenem Lid,
Unter des Himmels Purpurrosen
Zu schauen, wie der Fluß mit seinen großen
Gewässern still zum Meere zieht;
Zu hören, wie mit leisem Hallen
Von Schlucht zu Schlucht herniedertropft der Thau;
Zu hören, wie smaragdne Fluthen wallen
Durch manch gewundnes Feld von Bärenklau;
Zu hören und zu sehn das Meer, so tief und blau,
O süß schon wäre Das, ruhnd an der Fichte Bau!

*Alfred Lord Tennyson, aus «Die Lotosesser»
[Adolf Strodtmann, Lieder- und Balladenbuch
amerikanischer und englischer Dichter der
Gegenwart, Hamburg, Hoffmann und
Campe, 1862, in: Classic Reprint Series,
Forgotten Books, London, 2018, S. 201/2]*

liste

Sean Geoghehan; Kimberly Gummer; Kimberly Brewer, Kimberly Brewers Mutter und Onkel; Britt-Anne Conover; Jeremy Haskill; zwei der jüngeren DiPaolantonio-Jungs; Chuck Bierce; Maureen Howard; Kaylee Zanella; Chris Carter und John Marks (einen Tag auseinander, Opfer derselben verdorbenen Ladung, meinte mal jemand); Carlo, dessen Nachnamen ich mir einfach nicht merken kann; Taylor Bowes' Freund und ein Jahr später dann Taylor Bowes; Pete Stockton; die Enkelin unserer früheren Nachbarn; Hayley Driscoll; Shayna Pietrewski; Dooney Jacobs und seine Mutter; Melissa Gill; Meghan Morrow; Meghan Hanover; Meghan Chisholm; Meghan Greene; Hank Chambliss; Tim und Paul Flores; Robby Symons; Ricky Todd; Brian Aldrich; Mike Ashman; Cheryl Sokol; Sandra Broach; Ken und Chris Lowery; Lisa Morales; Mary Lynch; Mary Bridges und ihre gleichaltrige Nichte und ihre Freundin; Jim; Mikey Hughes' Vater und Onkel; zwei Großonkel, die wir selten sehen. Unser früherer Lehrer Mr. Paules. Sergeant Davies im Dreiundzwanzigsten. Unsere Cousine Tracy. Unser Cousin Shannon. Unser Vater. Unsere Mutter.

jetzt

An dem Gleis entlang der Gurney Street liegt eine Leiche. Weiblich, Alter unklar, wahrscheinlich Überdosis, sagt die Zentrale.

Kacey, denke ich. Das ist eine Zuckung, ein Reflex, etwas Scharfes und Unterbewusstes, das in mir lebt und jedes Mal, wenn eine Tote gemeldet wird, dieselbe Botschaft rasend schnell an denselben primitiven Teil meines Gehirns schickt. Dann kommt der rationalere Teil angezockelt, lethargisch, lustlos, ein gehorsamer, träger Soldat, um mich an Wahrscheinlichkeiten und Statistiken zu erinnern: neunhundert Drogenopfer in Kensington letztes Jahr. Keines davon Kacey. Außerdem, so rügt mich dieser Wachposten, hast du anscheinend vergessen, wie wichtig es ist, professionell zu bleiben. Straffe die Schultern. Lächle ein bisschen. Halte das Gesicht entspannt, die Stirn faltenfrei, das Kinn hoch. Mach deinen Job.

Die ganze Zeit habe ich Lafferty für uns auf Einsatzmeldungen von der Zentrale antworten lassen, damit er Übung darin bekommt. Jetzt nicke ich ihm zu, und er hüstelt und wischt sich über den Mund. Nervös.

«2613», sagt er.

Unsere Fahrzeugnummer. Richtig.

Die Zentrale erklärt, dass die Meldung anonym war. Der Anruf kam von einem Münztelefon auf der Kensington Avenue, wo es noch eine ganze Reihe davon gibt, aber meines Wissens nur ein Einziges funktioniert.

Lafferty sieht mich an. Ich sehe ihn an. Ich gestikuliere. Mehr. Frag nach mehr.

«Verstanden», sagt Lafferty in sein Funkgerät. «Over.»

Falsch. Ich hebe meins an den Mund. Ich spreche klar und deutlich.

«Gibt es genauere Informationen zum Fundort?», sage ich.

Nachdem ich den Anruf beendet habe, gebe ich Lafferty ein paar Tipps, erinnere ihn daran, dass er mit der Zentrale ganz normal sprechen kann – viele Anfänger haben die Neigung, hölzern und betont männlich zu reden, was sie sich wahrscheinlich aus Filmen oder Fernsehserien abgeguckt haben –, und ich erinnere ihn ebenfalls daran, dass er sich von der Zentrale so viele Infos wie nur möglich geben lassen soll.

Doch noch ehe ich fertig bin, sagt Lafferty wieder: «Verstanden.»

Ich sehe ihn an. «Ausgezeichnet», sage ich. «Freut mich.»

Ich kenne ihn erst eine Stunde, aber ich bekomme allmählich ein Gespür für ihn. Er redet gern – ich weiß schon mehr über ihn, als er je über mich wissen wird –, und er ist ein Heuchler. Ein Streber. Mit anderen Worten, ein Angeber. Jemand, der vor lauter Angst davor, für arm oder schwach oder dumm gehalten zu werden, keinerlei Defizite in dieser Hinsicht zugeben kann. Ich dagegen bin mir sehr wohl darüber im Klaren, dass ich arm bin. Mehr denn je, seit keine Schecks mehr von Simon kommen. Bin ich schwach? Wahrscheinlich in gewisser Weise: stur vielleicht, verbohrt, störrisch, unwillig, Hilfe anzunehmen, selbst wenn es gut für mich wäre. Auch körperlich ängstlich: keine Polizistin, die sich als Erste schützend vor einen Freund werfen würde, um eine Kugel abzufangen, keine Polizistin, die sich als Erste bei der Verfolgung eines flüchtigen Täters in den fließenden Verkehr stürzen würde. Arm: ja. Schwach: ja. Dumm: nein. Ich bin nicht dumm.

Heute Morgen bin ich zu spät zur Einsatzbesprechung gekommen. Wieder mal. Ich muss leider zugeben, dass es das dritte Mal in einem Monat war, und ich hasse es, zu spät zu kommen. Eine gute Polizistin ist vor allem eines: pünktlich. Als ich den Gemeinschaftsbereich

betrat – ein trister, heller Raum ohne Möbel und nur mit welligen Polizeiplakaten an der Wand geschmückt –, wartete Sergeant Ahearn mit verschränkten Armen auf mich.

«Fitzpatrick», sagte er. «Schön, dass Sie's einrichten konnten. Sie fahren heute mit Lafferty im 2613.»

«Wer ist Lafferty?», fragte ich, ohne zu überlegen. Ich wollte wirklich nicht witzig sein. Szebowski, in der Ecke, lachte laut auf.

Ahearn sagte: «Das da ist Lafferty», und zeigte quer durch den Raum.

Da war er, Eddie Lafferty, den zweiten Tag im Revier. Er war dabei, sich sein leeres Einsatzprotokoll anzusehen. Er warf mir einen raschen und unsicheren Blick zu. Dann bückte er sich, als hätte er irgendwas an seinen Schuhen bemerkt, die frisch geputzt waren und irgendwie glänzten. Er spitzte die Lippen. Pfiff leise. In dem Moment tat er mir fast leid.

Dann nahm er auf dem Beifahrersitz Platz.

Dinge, die ich im Lauf der ersten Stunde unserer Bekanntschaft über Eddie Lafferty erfahren habe: Er ist dreiundvierzig, also elf Jahre älter als ich. Er ist erst spät zur Polizei gekommen. Hat letztes Jahr die Prüfung abgelegt und bis dahin auf dem Bau gearbeitet. («Mein Rücken», sagt Eddie Lafferty, «macht mir noch immer Probleme. Aber nicht weitersagen.») Er hat gerade seine praktische Ausbildung abgeschlossen. Er hat drei Ex-Frauen und drei fast erwachsene Kinder. Er hat ein Haus in den Poconos. Er macht Gewichtheben. («Bin ein Fitness-Freak», sagt Eddie Lafferty.) Er leidet unter Sodbrennen. Gelegentlich auch unter Verstopfung. Er ist in South Philadelphia aufgewachsen und wohnt jetzt in Mayfair. Er teilt sich Dauerkarten für die Philadelphia Eagles mit sechs Freunden. Seine bislang letzte Ex-Frau war irgendwas über zwanzig. («Das war vielleicht das Problem», sagt Lafferty, «ihre Unreife.») Er spielt Golf. Er hat zwei Pitbull-Mischlinge aus dem Tierheim, Jimbo und Jennie. Er hat an der Highschool Baseball gespielt. Damals war

tatsächlich unser späterer Sergeant in seiner Mannschaft, Kevin Ahearn, und der hat ihn auf die Idee gebracht, bei der Polizei anzufangen. (Erscheint mir irgendwie ganz einleuchtend.)

Dinge, die Eddie Lafferty in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft über mich erfahren hat: Ich mag Pistazien-Eis.

Den ganzen Morgen habe ich mein Bestes gegeben, um Eddie Lafferty in seinen sehr seltenen Sprechpausen das Wesentliche beizubringen, was er über den Stadtteil wissen muss.

Kensington ist eines der neueren Viertel in der für amerikanische Verhältnisse sehr alten Stadt Philadelphia. Es wurde in den 1730er Jahren von dem Engländer Anthony Palmer gegründet, der ein kleines Stück unscheinbares Land erwarb und es nach einem königlichen Londoner Stadtteil benannte, der damals von der britischen Monarchie als Wohnsitz bevorzugt wurde. (Vielleicht war Palmer auch ein Angeber. Oder, freundlicher ausgedrückt, ein Optimist.) Der östliche Rand des heutigen Kensington ist eine Meile vom Delaware entfernt, aber in den Anfängen grenzte es direkt an den Fluss. Dementsprechend waren die ersten dort betriebenen Gewerbe Schiffsbau und Fischerei, doch um die Mitte des 19. Jahrhunderts nahm seine lange Blütezeit als Wirtschaftszentrum ihren Anfang. In seiner Hochphase hatte es Hersteller von Eisen, Stahl, Textilien und – passenderweise vielleicht – Pharmazeutika vorzuweisen. Doch als ein Jahrhundert später die Fabriken in diesem Land zuhauf dichtmachten, setzte auch in Kensington ein zunächst langsamer und dann rasanter wirtschaftlicher Niedergang ein. Viele Bewohner zogen auf der Suche nach Arbeit ins Stadtzentrum oder weiter weg; andere blieben, teils aus Treue, teils aufgrund der falschen Hoffnung auf einen baldigen Umschwung. Heute besteht Kensington fast zu gleichen Teilen aus irischstämmigen Amerikanern, die im 19. und 20. Jahrhundert hierherzogen, und aus einer neuen Einwohnerschaft von Familien puerto-ricanischer oder anderer lateinamerikanischer Herkunft. Außerdem gibt es diverse Bevölkerungsgruppen, die zunehmend kleinere Stücke in Kensingtons

demografischem Tortendiagramm repräsentieren: Afroamerikaner, Ostasiaten, Leute aus der Karibik.

Das heutige Kensington wird von zwei Hauptverkehrsadern durchzogen: Front Street, die am Ostrand der City nach Norden führt, und Kensington Avenue – meist bloß die *Ave* genannt, eine mal freundliche, mal verächtliche Bezeichnung, je nachdem, wer sie benutzt –, die an der Front Street beginnt und in einem Schwenk nach Nordosten verläuft. Die Elevated Line – eine Hochbahn, im Volksmund kurz die *El*, denn in einer Großstadt, die *Philly* genannt wird, muss alles, was zu ihrer Infrastruktur gehört, abgekürzt werden – fährt sowohl über die Front als auch über die Kensington, wodurch beide Straßen den längsten Teil des Tages im Schatten liegen. Große Stahlträger stützen die Bahnlinie, blaue Pfeiler im Abstand von zehn Metern, sodass die ganze Konstruktion aussieht wie eine riesige und bedrohliche Raupe, die über dem Viertel hängt. Die meisten Transaktionen (Drogen, Sex), die in Kensington stattfinden, fangen auf einer dieser beiden Hauptstraßen an und enden auf einer der vielen kleineren Straßen, die sie kreuzen, oder noch häufiger in den verlassenem Häusern oder auf leeren Grundstücken, von denen es in den Seitenstraßen und Gassen des Viertels jede Menge gibt. Entlang der größeren Straßen finden sich Nagelstudios, Imbissbuden, Handy-Läden, Mini-Märkte, Ramschläden, Elektroläden, Pfandhäuser, Suppenküchen, andere gemeinnützige Einrichtungen und Bars. Etwa ein Drittel der Ladenfronten ist verriegelt und verrammelt.

Und doch – wie die Eigentumswohnungen bezeugen, die jetzt links von uns auf einem Grundstück gebaut werden, das brach gelegen hat, seit die Fabrik, die dort stand, der Abrissbirne zum Opfer fiel – ist das Viertel im Aufwind. Neue Bars und Geschäfte entstehen an der Peripherie, in Richtung Fishtown, wo ich aufgewachsen bin. Neue junge Gesichter bevölkern diese Geschäfte: ernst, reich, naiv, reif zur Ernte. Daher sorgt sich der Bürgermeister zunehmend um den äußeren Anschein. «Mehr Polizei!», sagt der Bürgermeister. «Mehr Polizei, mehr Polizei, mehr Polizei.»

Es regnet heute heftig, und ich bin gezwungen, langsamer zu fahren, als ich das sonst tun würde, wenn ich auf eine Meldung von der Zentrale reagiere. Ich nenne die Geschäfte, an denen wir vorbeikommen, nenne ihre Besitzer. Ich schildere einige Straftaten der letzten Zeit, von denen Lafferty meiner Ansicht nach wissen sollte (Lafferty stößt jedes Mal einen Pfiff aus, schüttelt den Kopf). Ich zähle Verbündete auf. Draußen vor unseren Fenstern: die übliche Mischung von Leuten, die einen Schuss brauchen, und solchen, die sich einen gesetzt haben. Die Hälfte der Leute auf den Gehwegen sinkt allmählich Richtung Erde, weil ihre Beine sie nicht mehr tragen können. Die Kensington-Rutsche, sagen manche, die über so was Witze reißen. Ich tue das nie.

Wegen des Wetters haben einige Frauen, an denen wir vorbeifahren, Regenschirme aufgespannt. Sie tragen Wintermützen und bauschige Jacken, Jeans, dreckige Sneaker. Vom Teenager bis zur Seniorin sind alle Altersgruppen vertreten. Die große Mehrheit ist weiß, obwohl Rauschgiftsucht niemanden diskriminiert, und hier sind alle Hautfarben und Religionen vertreten. Die Frauen tragen kein Make-up oder höchstens schwarzen, dick aufgetragenen Eyeliner. Die Frauen, die auf der Ave arbeiten, tragen nichts, was ihr Metier verrät, aber jeder weiß Bescheid: Es liegt an dem Blick, mit dem sie jeden vorbeikommenden Mann, jeden Fahrer der vorbeikommenden Autos mustern, lang und hart. Ich kenne die meisten dieser Frauen, und die meisten kennen mich.

«Das da ist Jamie», sage ich zu Lafferty, als wir an ihr vorbeifahren. «Das ist Amanda. Das ist Rose.»

Ich betrachte es als Teil seiner Ausbildung, ihm diese Frauen vorzustellen.

Am Ende des Blocks, an der Kensington, Ecke Cambria, sehe ich Paula Mulrone. Sie geht heute an Krücken, schwankt mitleiderregend auf einem Fuß, wird nass vom Regen, weil sie nicht auch noch einen Schirm halten kann. Ihre blaue Jeansjacke hat sich verstörend dunkel verfärbt. Ich wünschte, sie würde ins Trockene gehen.

Ich sehe mich rasch um, suche nach Kacey. An dieser Ecke sind sie und Paula normalerweise zu finden. Manchmal streiten oder verkrachen sie sich, und eine von beiden steht dann eine Zeit lang woanders, aber eine Woche später sehe ich sie wieder dort, vereint, die Arme vergnügt umeinandergeschlungen, Kacey mit einer Zigarette im Mund, Paula mit einem Wasser oder einem Saft oder einem Bier in einer Papiertüte.

Heute kann ich Kacey nirgends entdecken. Tatsächlich fällt mir auf, dass ich sie schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen habe.

Paula bemerkt unseren Wagen, als wir auf sie zufahren, und späht mit zusammengekniffenen Augen in unsere Richtung, sieht, wer drin sitzt. Ich hebe zwei Finger vom Lenkrad: ein Winken. Paula sieht erst mich an, dann Lafferty, und dann hebt sie leicht das Gesicht nach oben, gen Himmel.

«Das ist Paula», sage ich zu Lafferty.

Ich überlege, mehr zu sagen. Ich bin mit ihr zur Schule gegangen, könnte ich sagen. Sie ist eine Freundin der Familie. Sie ist die Freundin meiner Schwester.

Doch Lafferty ist schon bei einem anderen Thema: das Sodbrennen, das ihm schon fast das ganze Jahr zu schaffen macht.

Mir fällt keine Antwort ein.

«Bist du immer so still?», sagt er unvermittelt. Es ist die erste Frage, die er mir stellt, seit er meine Lieblingseisorte herausgefunden hat.

«Bloß müde», sage ich.

«Hattest du schon viele Partner vor mir?», sagt Lafferty, und dann lacht er, als hätte er einen Witz gemacht.

«Das hat sich jetzt irgendwie falsch angehört», sagt er. «Sorry.» Gerade lange genug sage ich nichts.

Dann sage ich: «Nur einen.»

«Wie lange habt ihr zusammengearbeitet?»

«Zehn Jahre.»

«Was ist mit ihm passiert?», fragt Lafferty.

«Er hat sich im Frühjahr das Knie verletzt», sage ich. «Er ist eine Weile krankgeschrieben.»

«Wie hat er sich verletzt?», fragt Lafferty.

Ich wüsste nicht, was ihn das angeht. Trotzdem sage ich: «Im Dienst.»

Falls Truman will, dass jeder die ganze Geschichte kennt, soll er sie selbst erzählen.

«Hast du Kinder? Bist du verheiratet?», fragt er.

Ich wünschte, er würde wieder über sich reden.

«Ein Kind», sage ich. «Unverheiratet.»

«Ach ja? Wie alt?»

«Vier. Fast fünf.»

«Gutes Alter», sagt Lafferty. «Ich fand's schön, als meine in dem Alter waren.»

Als ich an dem von der Zentrale genannten Zugang zum Gleis halte – eine Bresche im Zaun, die irgendwer vor Jahren reingetreten hat und die nie repariert worden ist –, sehe ich, dass wir schneller als der Rettungsdienst vor Ort sind.

Ich schaue Lafferty an, taxiere ihn. Unvermutet empfinde ich einen Anflug von Mitleid mit ihm, wegen dem, was wir gleich sehen werden. Seine praktische Ausbildung hat er im dreiundzwanzigsten Revier absolviert, das gleich an unseres angrenzt, dessen Kriminalstatistik aber deutlich niedriger liegt. Außerdem wird er überwiegend Fußstreife gemacht haben, Kontrolle bei Massenveranstaltungen, solche Sachen. Ich glaube kaum, dass er je einen Einsatz wie diesen hier hatte. Es gibt keine taktvolle Art, jemanden zu fragen, wie viele Tote er in seinem Leben schon gesehen hat, deshalb beschließe ich, mich vage auszudrücken.

«Hast du so was schon mal gemacht?», frage ich ihn.

Er schüttelt den Kopf. Er sagt: «Nee.»

«Na, dann wollen wir mal», sage ich forsch.

Ich weiß nicht, was ich sonst noch sagen soll. Es ist unmöglich, jemanden ausreichend darauf vorzubereiten.

Als ich vor dreizehn Jahren anfang, kam es nur einige Male im Jahr vor, dass jemand nach einer tödlichen Überdosis schon so lange tot war, dass jeder Rettungsdiensteinsatz sich erübrigt hatte. Häufiger waren Notrufe, dass jemand überdosiert hatte, aber noch lebte, und meistens konnten diese Menschen wiederbelebt werden. Mittlerweile ist oft nichts mehr zu machen. Dieses Jahr hält allein Philadelphia stramm auf tausendzweihundert Fälle zu, und die überwiegende Mehrheit davon gab es in unserem Revier. Die meisten sind relativ frische Drogentote. Bei anderen hat die Verwesung bereits eingesetzt. Manchmal werden sie von Freunden oder Partnern, die dabei waren, ungeschickt versteckt, weil sie keine Scherereien wollen, keine Lust haben, erklären zu müssen, wie es passiert ist. Häufiger kommt es vor, dass sie einfach irgendwo rumliegen, an einem versteckten Ort für immer eingenickt. Manchmal werden sie von Angehörigen gefunden. Manchmal von ihren Kindern. Manchmal finden wir sie: Wir sehen sie vom Streifenwagen aus, lang gestreckt oder in sich zusammengesunken, und wenn wir ihre Vitalzeichen checken, haben sie keinen Puls. Sie fühlen sich kalt an. Sogar im Sommer.

Lafferty und ich gehen von der Öffnung im Zaun hinunter in eine kleine Senke. In meinen Jahren bei der Polizei bin ich so einen Weg schon Dutzende oder vielleicht Hunderte Male gegangen. Diese verwilderte Gegend liegt in unserem Streifenbereich, theoretisch. Wenn wir hierherkommen, finden wir immer irgendwas oder irgendwen. Als Truman noch mein Partner war, ist er immer vorgegangen. Er war dienstälter. Heute gehe ich vor, ziehe sinnloserweise den Kopf ein, als könnte mich das irgendwie trockener halten. Aber der Regen lässt nicht nach. Er prasselt so laut auf meine Mütze, dass ich mein eigenes Wort nicht verstehe. Meine Schuhe rutschen im Matsch.

Wie viele Teile von Kensington ist der Lehigh Viaduct – inzwischen fast nur noch «das Gleis» genannt – ein Streifen Land, der seinen Sinn verloren hat. Einst viel befahren von Güterzügen, die in

Kensingtons industrieller Glanzzeit eine bedeutende Rolle spielten, liegt das Gleis jetzt brach und ist völlig überwuchert. Unkraut und Laub und Äste verdecken Spritzen und Drogentütchen, mit denen der Boden übersät ist. Niedrige Baumgruppen verbergen Aktivitäten. Seit Kurzem überlegen die Stadtverwaltung und die Eisenbahngesellschaft Conrail, das Gleis zu planieren, aber das ist bislang noch nicht passiert. Ich bin skeptisch: Ich kann mir hier nichts anderes vorstellen als das, was es ist, ein Versteck für Leute, die einen Schuss brauchen, für die Frauen, die auf der Ave arbeiten, und ihre Freier. Falls das hier wirklich geplant wird, werden mir nichts, dir nichts neue Enklaven im Umkreis entstehen. Das ist immer so.

Ein kurzes Rascheln zu unserer Linken: Ein Mann taucht aus dem Gestrüpp auf. Er sieht gespenstisch und seltsam aus. Er bleibt mit hängenden Armen stehen, und kleine Wasserrinnsale laufen ihm übers Gesicht. Es wäre unmöglich zu sagen, ob er weint.

«Sir», spreche ich ihn an, «haben Sie hier in der Gegend irgendwas gesehen, was wir wissen sollten?»

Er antwortet nicht. Starrt weiter. Leckt sich die Lippen. Er hat diesen abwesenden, hungrigen Blick von jemandem, der einen Schuss braucht. Seine Augen sind unnatürlich hellblau. Vielleicht, denke ich, trifft er sich hier mit einem Freund oder einem Dealer: mit jemandem, der ihm helfen wird. Schließlich schüttelt er langsam den Kopf.

«Sie dürfen sich hier unten nicht aufhalten, wissen Sie», sage ich zu ihm.

Gewisse Officers würden sich mit dieser Formalität nicht abgeben, sie zwecklos finden. Ist wie Rasenmähen, sagen manche. Anders ausgedrückt: Wächst alles gleich wieder nach. Aber ich mache mir immer die Mühe.

«Sorry», sagt der Mann, aber er sieht nicht so aus, als würde er sich umgehend entfernen, und ich nehme mir nicht die Zeit, noch mal nachzuhaken.

Wir gehen weiter. Rechts und links von uns haben sich große Pfützen gebildet. Laut der Zentrale soll die Leiche von dem Loch im Zaun, durch das wir gekommen sind, gut hundert Meter geradeaus

und dann leicht rechts hinter einem umgekippten Baumstamm liegen. Der anonyme Anrufer habe eine Zeitung auf den Baumstamm gelegt, damit wir die Leiche schneller finden. Danach halten wir jetzt Ausschau, als wir uns weiter und weiter von dem Zaun entfernen.

Lafferty entdeckt den Baumstamm als Erster, biegt von dem Weg ab, der eigentlich kein Weg ist, bloß ein im Laufe der Jahre ausgetretener Trampelpfad. Ich folge ihm. Wie immer frage ich mich, ob ich die Frau kenne, ob ich sie schon mal festgenommen habe oder ob ich zigmal auf der Straße an ihr vorbeigefahren bin. Und dann, ehe ich mich bremsen kann, spult sich in meinem Kopf die vertraute Leier ab. *Oder Kacey. Oder Kacey. Oder Kacey.*

Lafferty, zehn Schritte vor mir, beugt sich über den Baumstamm und späht dahinter. Er sagt nichts, steht einfach weiter so da, den Kopf zur Seite geneigt, und schaut.

Als ich bei ihm bin, mache ich das Gleiche.

Die Frau ist nicht Kacey.

Mein erster Gedanke: Gott sei Dank, ich kenne sie nicht. Mein zweiter: Sie ist erst vor Kurzem gestorben. Sie liegt noch nicht lange da. Nichts an ihr ist weich, nichts schlaff. Stattdessen ist sie steif, liegt auf dem Rücken, ein Arm nach oben gedreht, sodass ihre Hand wie eine Kralle wirkt. Das Gesicht ist verzerrt und spitz, ihre Augen sind abscheulich offen. Normalerweise sind sie bei Drogentoten geschlossen, was ich immer irgendwie als tröstlich empfinde. *Immerhin sind sie friedlich gestorben*, denke ich. Aber diese Frau wirkt erstaunt, als könnte sie das Schicksal nicht fassen, das sie ereilt hat. Sie liegt auf einem Bett aus Laub. Bis auf ihren rechten Arm ist sie gerade wie ein Zinnsoldat. Sie ist jung. Etwa Mitte zwanzig. Ihr Haar ist – war – zu einem straffen Pferdeschwanz nach hinten gebunden, aber es ist zerzaust worden. Aus dem Haargummi, das es zusammenhält, haben sich Strähnen gelöst. Sie trägt ein Tanktop und einen Jeansrock. Es ist zu kalt für so ein Outfit. Der Regen fällt direkt auf ihren Körper und ihr Gesicht. Das ist ganz ungünstig für die Beweissicherung. Instinktiv will ich sie zudecken, sie irgendwie

warm einpacken. Wo ist ihre Jacke? Vielleicht hat jemand sie ihr ausgezogen, als sie schon tot war. Wie nicht anders zu erwarten, liegen neben ihr auf der Erde eine Spritze und eine provisorische Aderpresse. War sie allein, als sie starb? Meistens sind sie das nicht, die Frauen: Meistens sind Partner dabei oder Kunden, die sie dann einfach liegen lassen, wenn sie sterben, aus Angst, in die Sache verwickelt zu werden, aus Angst, in etwas hineingezogen zu werden, womit sie nichts zu tun haben wollen.

Wir sind angewiesen, als Erstes die Vitalzeichen zu überprüfen. Normalerweise würde ich mir das in einem so offensichtlichen Fall ersparen, aber Lafferty beobachtet mich, also mache ich alles nach Vorschrift. Ich wappne mich innerlich, klettere über den Baumstamm und strecke die Hand nach ihr aus. Ich will ihr gerade den Puls fühlen, als ich Schritte und Stimmen in der Nähe höre. «Mist», sagen die Stimmen. «Verdammter Mist.» Es regnet jetzt noch stärker.

Der Rettungsdienst hat uns gefunden. Es sind zwei junge Männer. Sie haben es nicht eilig. Sie wissen schon, dass sie diese Frau nicht retten können. Sie ist tot; sie ist nicht mehr. Das muss ihnen nicht erst ein Gerichtsmediziner sagen.

«Noch frisch?», ruft einer von ihnen. Ich nicke langsam. Es gefällt mir nicht, wie sie – wir – manchmal über die Toten reden.

Die zwei jungen Männer schlendern zu dem Baumstamm, schauen gelassen hinüber.

«Jesses», sagt der eine – laut seinem Namensschild heißt er Saab – zu dem anderen, zu Jackson.

«Wenigstens ist sie leicht», sagt Jackson, was sich für mich wie ein Schlag in die Magenröhre anfühlt. Dann klettern sie beide über den Baumstamm, gehen um die Tote herum, knien sich neben sie.

Jackson legt seine Finger an ihren Hals. Er versucht mehrmals pflichtgemäß, irgendetwas zu finden, steht dann auf. Er sieht auf seine Uhr.

«Unbekannte weibliche Person, Tod festgestellt um 11.21 Uhr», sagt er.

«Notier das», sage ich zu Lafferty. Ein Vorteil daran, wieder einen

Partner zu haben: Er kann das Einsatzprotokoll ausfüllen. Lafferty hat seines in seine Jacke gesteckt, um es vor dem Regen zu schützen, und jetzt holt er es hervor, beugt sich darüber, damit es möglichst trocken bleibt.

«Moment mal», sage ich.

Eddie Lafferty blickt erst mich an und dann die Leiche.

Ich bücke mich zwischen Jackson und Saab und sehe mir das Gesicht des Opfers genauer an. Die offenen Augen sind jetzt trüb, fast milchig, der Kiefer schmerzhaft verkrampft.

Da, unter den Augenbrauen und oben auf den Wangenknochen, sind kleine rosa Pünktchen verstreut. Von Weitem sah es bloß so aus, als wäre die Gesichtshaut gerötet; von Nahem sind sie deutlich zu erkennen, wie kleine Sommersprossen oder Punkte von einem Stift auf einem Blatt Papier.

Saab und Jackson beugen sich ebenfalls vor.

«Oh ja», sagt Saab.

«Was denn?», fragt Lafferty.

Ich hebe mein Funkgerät an den Mund.

«Mögliches Tötungsdelikt», sage ich.

«Wieso?», sagt Lafferty.

Jackson und Saab ignorieren ihn. Sie sind noch immer vorgebeugt, inspizieren die Leiche.

Ich lass das Funkgerät sinken. Wende mich an Lafferty. Seine Ausbildung, seine Ausbildung.

«Petechien», sage ich und zeige auf die Punkte.

«Wie bitte?», fragt Lafferty.

«Geplatze Blutgefäße. Ein Anzeichen für Strangulation.»

Kurz darauf treffen die Kriminaltechnik, die Mordkommission und Sergeant Ahearn ein.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de